

József Bihari:

Als ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter in Wien

Der 60-jährige Handelsvertreter József Bihari aus Szolnok in Ungarn ist einer jener jüdischen Zwangsarbeiter, der trotz seines hohen Alters gegen Kriegsende nach Wien verschleppt wird.

Deportation nach Strasshof bei Wien

Über seine Deportation schreibt er in seinen Taschenkalender: „Wir sind zu Fuß mit unserem Gepäck in fürchterlicher Hitze 15 Kilometer weit nach Debrecen marschiert, wo alle entkleidet wurden, das heißt, es wurde uns alles weggenommen. Noch am selben Abend wurden wir einwaggoniert. Es war furchtbar. 88 in einem 15-Tonnen-Waggon, nur mit Handgepäck. Unendlich viel haben wir an Hitze und Wassermangel gelitten. (...) Endlich (29. Juni 1944) heute Mittag um ein Uhr sind wir angekommen.“

Der Ankunftsort ist Strasshof bei Wien, wo sich ein großes Sammel- und Verteilungslager für ungarische jüdische ZwangsarbeiterInnen befindet.

Sehnsucht nach seiner Frau

József Bihari leidet schwer an der Trennung von seiner geliebten Frau Rózsi: „Leider habe ich von meiner Rózsi noch immer nichts gehört. Es tut mir furchtbar leid, dass wir nicht zusammen sein können. Was ist mit der Armen?“ Gut die Hälfte der Eintragungen in seinem Taschenkalender handelt von ehemals glücklichen Tagen mit seiner Frau und Klagen über ihre Abwesenheit. Anfang Juli landet József Bihari in einem Zwangsarbeitslager im 22. Bezirk, in einer ehemaligen Schule in der Konstanziagasse 24. „Das Essen ist furchtbar, bin ganz abgemagert, meine faciale Lähmung [Gesichtslähmung] will nicht besser werden. Ich habe keine Medikamente. Mein Bein ist ganz bamstig. Seit einer Woche spüre ich nichts mehr. Ich weiß nicht, was damit sein wird, es beunruhigt mich sehr“, notiert er sorgenvoll.

Als Arbeitssklave in Wien

Überwältigt vom Schmerz um seine verlorene Gattin, und obwohl sich sein körperlicher Zustand zusehends verschlechtert, entschließt sich József Bihari zu einem riskanten Schritt: „142 hat man zur Arbeit geschickt. Mich hat man hier gelassen, da ich über 60 bin. Ich habe mich freiwillig [zur Zwangsarbeit] gemeldet, weil es furchtbar ist, hier zu sein, und man wird ganz verzagt.“ Rund dreieinhalb Stunden benötigen die ZwangsarbeiterInnen, um zu ihrer Arbeitsstelle zu gelangen; teils fahren sie mit der Straßenbahn, teils gehen sie zu Fuß. Sein Arbeitseinsatz und der seiner LeidensgenossInnen endet nicht vor sechs oder sieben Uhr abends. Am 28. Juni 1944 notiert József Bihari in seinem Kalender: „Ich bin körperlich unten durch. Die Arbeit wäre nicht schlecht, aber man gibt uns nichts zu essen.“ Hunger und Durchfall rauben ihm die letzten Kräfte. Dennoch wird er am 9. August zur Zwangsarbeit in die Mautner-Bierfabrik in der Prager Straße 20 befohlen: „Wir mussten Schutt abtragen. Die Arbeit ist sehr schwer, aber in der Kantine gibt es Mittagessen und ein Krügel Bier.“ Sein Ernährungszustand bessert sich leicht, aber nun plagen ihn Abszesse und die Lähmung im Gesicht. Auch sein Bein bleibt gefühllos. „Ich habe mich wieder krank gemeldet, aber man lässt mich nicht. Man muss hier krepieren“, notiert er am 11. September 1944. József Bihari schuftet als Bauhilfsarbeiter und Maurer, trägt acht bis zehn Ziegel auf einmal am Rücken Stockwerke hinauf, mischt Mörtel und arbeitet mit dem Krampen [Spitzhacke]. Arbeitsfreie Tage gibt es so gut wie keine, auch die Essensrationen reichen nicht für die Belastungen der schweren Zwangsarbeit. Nur mit Hilfe seiner LeidensgenossInnen in der Konstanziagasse überlebt er das Jahr 1944. Sie versorgen ihn von Zeit zu Zeit mit zusätzlicher Nahrung, manchmal waschen sie seine Kleidung und flicken sie. Ab Mitte November 1944 leistet er Zwangsarbeit in der Destillerie-, Hefe- und Konservenfabrik der Familie Mautner in der Simmeringer Hauptstraße 101. Neben 80 bis 100 Kriegsgefangenen werden dort auch 60 ungarische Juden ausgebeutet, notiert József Bihari. Die Arbeit erscheint ihm relativ leicht, der Nachteil besteht allerdings darin, dass er sie zur Gänze im Freien leisten muss. Sein einziger Anzug zerfällt ihm buchstäblich am Leib, besteht eigentlich nur noch aus Flickern. „Wir haben gar keine Wintersachen, und wenn die Kälte kommt, dann werden wir sehr kritische Tage erleben“, befürchtet er am 1. Dezember 1944. Einige Tage vor Weihnachten 1944 schreibt József Bihari in seinen Kalender: „Ich würde alles ertragen, nur wenn ich von meiner Rózsi was wüsste und wenn ich mich noch hier auf Erden mit ihr treffen könnte, dann könnte ich ruhig sterben. Was ist mit der Armen? Ich weiß es nicht. Ich beschäftige mich ständig mit ihr, obwohl ich dies nieman-

dem sage, aber ich klage, wenn mich niemand sieht.“ Zu diesem Zeitpunkt ist Rózsi Bihari vermutlich bereits längst tot, ermordet in einer der großen Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau.

Letzte Tage

„Es hat minus 10 Grad“, notiert József Bihari am 26. Dezember 1944, „das Zimmer wird nicht geheizt. Wir leiden viel. Das Mittagessen war auch miserabel, ungenießbar und dazu furchtbar wenig.“ Depressionen plagten ihn: „Es hat keinen Sinn mehr und ich habe auch keine Geduld mehr, mein Tagebuch weiterzuführen. Jetzt bereitet man sich auf Silvester vor. Es wird ein Kabarett geben. Ich bin der Chefregisseur. Ambition wäre genügend da, aber die Stimmung fehlt. Unser Schicksal ist viel zu traurig. Was die Zukunft bringt, weiß ich wirklich nicht, aber so, wie es ist, ist es nicht gut.“¹

Am 30. Dezember 1944 schreibt der nun 61-Jährige seinen vorletzten Eintrag: „Wenn ich von meiner Rózsi etwas wüsste, so wäre alles in Ordnung. Ich weiß wirklich nicht, was mein Ende sein wird, aber ich fühle, dass ich es nicht mehr lange durchhalte.“ Seine letzte Eintragung vom 14. Jänner 1945 besteht nur mehr aus einem einzigen Satz: „Wir haben einen Bombentreffer erhalten.“ Zu mehr reicht seine Kraft nicht mehr. Im März oder April 1945 treibt man ihn auf einem Todesmarsch von Wien Richtung KZ Mauthausen. Ende April, Anfang Mai 1945 befindet er sich in einem Auffanglager in der Nähe von Persenbeug. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945, wenige Tage vor Kriegsende, wird József Bihari gemeinsam mit 222 weiteren Jüdinnen und Juden von einer Einheit der Waffen-SS in einem Graben bei Hofamt Priel erschossen. Anschließend übergießen die SS-Männer die Leichen mit Benzin und zünden sie an.

Zusammengestellt von Martin Krist aus: Manfred Wieninger, 223 oder Das Faustpfand. Ein Kriminalfall. St. Pölten/Salzburg/Wien 2012, S. 14 – 19.

In der deutschen Industrie und insbesondere in der Rüstungsindustrie herrscht großer Arbeitskräftemangel. Auch in Wien kommen neben 10.000den ZwangsarbeiterInnen aus den von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern ab Mitte 1944 etwa 15.000 ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen zum Einsatz. In über 50 Lagern, die sich über ganz Wien erstrecken, erfolgt die Ausbeutung und Sklavenarbeit dieser Menschen. Lager befinden sich etwa in der Ankerbrotfabrik, im Städtischen E- und Gaswerk, in den Saurerwerken, in den Siemenswerken, in der Lobauer Ö raffinerie, in landwirtschaftlichen Betrieben der Gemeinde Wien in Essling, bei Bauunternehmen, in der Großwäscherei in der Muthgasse im 19. Bezirk sowie in zahlreichen Wohnlagern der Gemeinde Wien. Strenge Regeln und harte Strafen dienen in diesen Lagern einerseits der Einschüchterung der ZwangsarbeiterInnen, andererseits sollen sie den ArbeitgeberInnen klarmachen, dass es sich bei Jüdinnen und Juden um rechtlose „Untermenschen“ handelt, die keine Rücksicht oder gar Mitleid verdienen. Bei geringsten Verstößen erfolgt in der Regel die Deportation in ein KZ oder die Todesstrafe. Mit dem Herannahen der Roten Armee erfolgen nach Auflösung der Wiener Lager Todesmärsche in Richtung KZ Mauthausen. Wie viele Menschen bei den Todesmärschen ums Leben kommen, ist nicht bekannt. Heute erinnert in Wien fast nichts an die Verschleppung, Ausbeutung und Ermordung der ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen.

Mögliche Arbeitsfragen:

- Arbeite heraus, wovon das „Leben“ József Biharis geprägt war!
- „Im Dritten Reich haben sie ordentliche Beschäftigungspolitik gemacht!“ Diese Aussage stammt vom verstorbenen Kärntner Landeshauptmann und FPÖ- bzw. BZÖ-Parteiboss Jörg Haider. Beurteile dieses Zitat mittels deines erworbenen Wissens!
- Bewerte die Tatsache, dass es so gut wie keine Erinnerungszeichen für ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen in Wien gibt!

© Martin Krist 2014, martin.krist@univie.ac.at

¹ Zitiert nach: Eleonore Lappin-Eppel, Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen. Wien/Berlin 2010, S. 101.